Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Spitzbube über Spitzbube
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572982

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Kreidolf, Bern,

Spitzbube über Spitzbube.

Erzählung von Heinrich Federer, Zürich.

1.

Ums Jahr 1482 waren in der groben und wildwüchsigen Schweiz zwei Bäume so hoch über alles Gefilde gewachsen, daß man sie weitum im Ausland mit Respekt bemerkte und eifersüchtig von ihrem Schirm und Schatten zu profitieren suchte.

Das eine Gewächs hieß eidgenössische Rauflust und Prügelfestigkeit. Diese Bauern von Unterwalden und diese Kleinbürger von Zürich und Luzern hatten einige flotte Notkriege ausgefochten und dabei mit fröhlichem Grausen erkannt, daß das Kriegen und Siegen gar nicht schwer, ja ihnen sozusagen angeboren sei, und balgten sich nun mit den Zeptern des halben Erdteils herum. Und wie sie sich daheim belustigten, einen Ballen Zwillich mit einem Arm im Rad um den Kopf zu schwingen oder an je einem Horn zwei widerspenstige Stiere in frommen Schritt und Gleichtakt zu zwingen, so warfen sie Burgunder, Schwaben und Oesterreicher gleich bündelweise über den Haufen, gar nicht zu reden von den zierlich gebauten welschen Menschen des Herzogs Lodovico Maria Sforza zu Mailand, deren ein stämmiger Entlebucher gleich ein ganzes Schock auf sich genommen hätte. Diese Fäuste und breiten Füße der Eidgenossen fingen an in Europa immer lauter Musik zu machen. Man konnte sie nicht mehr überhören. Und da alle Welt Kriegskonzert und jeder Fürst sein besonderes gab, so wollte auch jeder diese rohe und gefährliche Schweizermusik, statt gegen sich heranlärmen zu lassen, schleunigst ins eigene Orchester aufnehmen und gegen die Hausfeinde ins Tempo bringen. Man lief sich fast die Sohlen nach Bern und Zürich ab, um so berühmte Kerle zu kaufen. Bald sah man denn auch die langen Schweizergesichter unter allen Fahnen stehen, roten und weißen, schmutzigen und reinen, und wiederholt drohte das Unheil, daß die süße Milch und das bittere Blut der Eidgenossenschaft sich auf fernen, so unendlich gleichgiltigen Fluren gegeneinander verspritzte.

Aber neben diesem unheimlichen Schweizergewächs, das so gefährlich über alle Grenzen hinauswucherte, war tief im Dunkel einer Bergschlucht, auf engem Platz, ein anderer Baum hochgediehen, fromm, stark und überhäuptig wie eine Eiche, rauschend von tapfern Gebeten, singend in süßester Mystik, kühlend, schützend, wegweisend und von der Wurzel bis zum Zacken gutes, gesundes Holz.

Das war der Einsiedler Niklaus von Flüe, ehedem Bauer und Amtsmann in Obwalden, jetzt in schmaler Klause über ein viel weiteres Reich amtierend: die Geheimnisse Gottes und die Seelen seines Volkes.

Vor seinem so lieben schwarzen Auge und seinem bärtigen Munde bogen sich Hirte und Schultheiß. Seitdem er gar vor einem Jahr den Selbstmord des Vaterlandes noch in der letzten Minute verhindert hatte, indem er wie ein Erzengel Michael mit der Lanze und zugleich wie ein Erzengel Gabriel mit der Lilie zwischen die rasenden Brüder getreten war, stieg sein Ansehen ins Unermeßliche. Sein Ja wog eine Tagsatzung, sein Nein ein Heer auf. Aber weise, wie dieser Pfiffikus Gottes war, sagte er selten ein steiles Ja oder ein allen Mut entwurzelndes Nein, sondern lieber jenes gnädige Zwischenwort, das den Menschen Schritt für Schritt und ohne ihm erst die Knochen zu brechen, zu einer viel reinern Zustimmung oder Absage führt, als wenn sie ertrotzt und erbettelt wäre. Unter den Tannen seiner Einsiedelei wimmelte es dann

auch von Pilgern. Plumpfüßig wie das böse Gewissen stiegen sie oft die Melchaaschlucht hinunter. Aber als wären ihre Schaftstiefel Flügel geworden, schwebten sie hernach federleicht den Abhang empor.

Und wie der Bruder klar in jede Heimlichkeit der Pilgerseele sah, so lag auch die Seele der ganzen kunterbunten Schweiz vor ihm aufgeschlagen wie nicht von ferne einem Politiker jener Tage. Er erkannte ihr Braves und Unartiges genau, wußte, woher es sprang und wohin es mündete und was für ein Stecken dieser großen Pilgerin not tat. Zwar hatte auch er in jungen Tagen an einem Eroberungszug und selbst an einem Bürgerkrieg mitgefochten. Aber seine Obrigkeit hatte ihn unter dem Gehorsam zitiert und dem Milchbart keine Untersuchung über Recht und Unrecht der Kampagne gestattet. Hernach ward Niklaus immer mißtrauischer in Sachen des Säbels und Schießpulvers, und als dann gar das Söldnerfieber aufblühte und seine Mitgesellen immer ärger in aller Herren Ländern herumteufelten, da ließ er sehr deutlich hören, wie widermenschlich und widergöttlich ihm solche europäische Prahlhansereien vorkämen, zumal sie mit schmierigen Krämerbatzen vorbezahlt wären. Und wirklich, es geschah ein kleiner Stillstand im Reislaufen.

Die Fürstlichkeiten, welche zu ihren Kriegen Soldaten wie laufendes Wasser brauchten, versuchten darum vorerst diesen Waldbruder zu gewinnen, bevor sie ihre Werber ins Land beorderten. Standen sie mit dem Heiligen gut, dann verlief, so dünkte sie, auch das übrige unheilige Geschäft ohne Gefährde. So schickte denn der Ludwig von Frankreich mit der ungeheuren Sichelnase einen Ballen Lyonerseide für einen Rauchmantel und zwei Kaseln her. Erzherzog Sigismund mit der langen, schleichenden Fuchsnase gab zehn Pfund ungarisches Wachs für Meßkerzen. Aber der Moro von Mailand, dem ein ganz gewöhnliches Stulpnäschen durchs dunkelgelbe Gesicht hüpfte, spedierte zwei Ballen Comerseide und zwanzig Pfund Wachs, und dieses Wachs aus dem honigblütigen Sizilien duftete in die saure Wildnis Bruder Klausens, als wäre es von den Locken und Schwingen eines Cherubim getropft.

Der struppe Einsiedler roch und roch daran und freute sich, daß noch so gute Dinge auf Erden gediehen. Dann brach er die Siegel und ließ sich die Briefe vorlesen. Und sein scharfes Ohr, das den Buchfink vom Bergfink sofort unterschied, hörte aus den drei Sprachen und Sprüchen nur immer die gleiche schlaue Dummheit heraus:

„Schwer ist es, Fürst zu sein. Unser landesväterliches Herz quält im Innern die heilige Sorge für den Untertan, aber von außen der verruchteste Feind. Da rufen wir denn unsern Gott und seine großen Vasallen zu Hilfe. Ihr, heiliger Mann, seid einer der vordersten. Betet also für unsre Gerechtsame und haltet ihr ein bißchen den Daumen. Im übrigen wissen wir wohl, daß hienieden alles eitel Plunder ist und nichts von Bestand bleibet als für die nackte Seele zu sorgen... Beinebens etwas Seide und Wachs und Silber für dreißig heilige Messen und eine gute Meinung..."

Der Franzose machte noch ein graziöses Kompliment auf die Bravour suisse, der Oesterreicher versprach weiteres Wachs nach der Oktoberernte in Ungarn; der Mailänder hingegen fügte das Bild des heiligen Ambrosius und drei Fäden von der wahrhaftigen Kutte Sankt Franzisci, „del Vostro vero Confratello", hinzu.

Indem zupfte sich Niklaus am langen Bart, wehrte ab, wo das Lob gar zu dick floß, lächelte maliziös, verbeugte sich endlich höflich vor den Gesandten und bot ihnen eine Schale Erdbeeren und frische Ziegenmilch von seinem Mesmer Hensli. Doch süßer noch als diese Gaben schien seine Stimme zu schmecken, da er anhob:

Er danke Hochdero Herrschaften ungemein. Schwer sei es glaublich, ein Fürst, aber ... zu ihrem Troste gesagt ... noch schwerer, Untertan und somit zweier Herren Knecht zu sein. Doch Gott sei barmherzig und lasse gebückte und steife Rücken durchs schmale Pörtlein schlupfen. Er wolle für ihre Herren beten, daß Gott sie gesund und zufrieden erhalte. Denn ein zufriedener Herr sei wie eine unbewölkte Sonne und mache auch helle und

zufriedene Knechte. Gottes Segen über Freund und Feind! Hangen wir doch alle wie Bettelkinder an den Aermeln des Weltvaters, sind mithin Brüder vor dem schönen blauen Himmel und Brüder auf der gemeinsamen soliden Erdendiele, die solche Beeren ... esset sie doch fertig, Ambassadore! ... und solches Wachs und solche Seide wachsen läßt. Wie werden diese Kerzen zu Ostern brennen, und wie wird diese rote Seide in den Pfingstmessen lachen und leuchten! Zu gut meinen es eure Gnädigen mit dem geringen Waldbruder. Was geb ich dafür, ich Habenichts und Vermagnichts? Vergelt es ihnen denn einmal der liebe Gott mit dem Seiden- und Kerzenglanz der Ewigkeit ...

Dann begleitete der sechs Schuh hohe, gewaltige Waldmensch die Boten zur Zelle hinaus, und nun erst auf dem Heimweg merkten die Diplomaten, daß sie zwar süße Beeren und Worte genossen, aber nichts als einen säuerlichen Schmack davon auf der Zunge behalten hatten. Was Teufels hatte der heilige Fuchs darein gemischt? Und was brächten sie nun ihren Herren heim?

Wieder kamen Geschenke: Olivenöl, Samttücher, Leuchter, ein Fäßlein puren Meßweines, Wappenfensterchen, Silberkännchen, Medaillen mit den drei Fürstennasen, Teppiche, Leinen, Altarbilder, Stipendien, ein Knieschemel, ein Siegelring, kurz alles Erdenkliche, was fromme Einfalt bestechen könnte. Niklaus legte es munter zum andern, dankte behutsam und empfahl die Seelen der Wohltäter dem Herren, von dem alles Gute komme und zu dem alles Gute zurückkehre. Er segnete und betete und lächelte dazu wie ein Schelm, und nicht ein Körnchen Politik entschlüpfte ihm.

Damit war den Regenten schlecht gedient. Sie schalten ihre Boten Kinds- und Kalbsköpfe, probierten es mit einem andern Schläuling, einem andern Geschenk und einem andern Stil. Umsonst, die braune Kutte nahm, dankte, segnete und blieb steif und ungerührt wie irgendeine Tanne ihrer Wildnis.

Wie lästig war das! Besonders Lodovico Moro, der doppelkinnige, dickhalsige Sforza, mit der Stulpnase, dem langen, falschen Haarpelz und den kühlen Augen ärgerte sich über die Schlappe ausnehmend. Er ließ zwar seine zeremoniöse Haltung nicht außer acht, aber lief nervös durch die vielen Gänge und Zimmer des Sforzakastells, gab dem Pagen Arrigo Borghesino, der sich in einer Turmecke stürmisch mit einem Fräulein küßte, eine gesalbte Ohrfeige, rührte kaum mehr seine geliebten Eiernudeln an und vergaß seine Tagesordnung so sehr, daß Prinz Galeazzo Giovanni Sforza, für welch bleiches Waisenbüblein er mehr als vormundlich regierte, am zweiten Nachmittag zu ihm ins Kabinett sprang und mit verzogenem Mund und allzu langer, lutschender Zunge klagte: „Ohm, warum kommst du gestern und heut' nicht zur Zeit mit mir spielen? Da hab ich nun Kegel und Kugeln mitgebracht; beginnen wir gleich alla Tedesca!"

„Ja, gerade recht, alla Tedesca," dachte der Regent, den Zeigefinger, um Luft zu bekommen, zwischen Kropf und Kragensaum steckend, „alla Tedesca, wo ich immer der Verlierende bin, weil der Gewaltskegel in der Mitte einfach nicht umfallen will, und wenn ich noch so scharf ziele."

„Ohm, leg das Käpplein auf und spiel," bat klagend der elfjährige Prinz, und wischte die schöne lange Perücke des Moro mit allen Papieren zur Seite, um sein Zwergspiel rücksichtslos über den Schreibtisch aufzustellen. Der Vizeherzog deckte mechanisch den von dreißig Jahren Hof und Sonne schon fast kahlen Schädel mit der Samtmütze, sprang aus dem Lehnstuhl auf und ging wie eine Katze so behend und leise das Zimmer auf und ab. Deutsche Kegel! Schweizerkegel, summte es ihm böse durch den Kopf... Schwieriges Spiel!...

„Herr Lodovico!" rief da eine singendschöne Stimme, und rasch löste sich ein Jüngling im Pagenrock vom Türpfosten, wo er mit angelernter Unbeweglichkeit gestanden und auf Bestellung gewartet hatte. „Wenn es beliebt, ich will gerne mit Seiner Hoheit Kegel spielen..."

Ein langer, knochiger Bursche stand da und ließ einen ungeheuern Schwall von kupferrotem Haar auf die Achseln fallen, während es kurz gestutzt in die niedrige

Stirne hing. Unaufhörlich warf er die überfallenden Locken rechts und links hinter die Ohren, rosenrote, lange, weiche Ohren, die ihm besonders lieb und wichtig schienen. Eine schöne, gerade Nase lief beinahe mit der Spitze in den Mund hinein. All dies rötliche Wesen übers Gesicht, dazu mit den zwei kleinen braunen Augen, in denen es wie von Gold flockte und die auch wie von einer steten Entzündung rot umrändert waren, gab dem Jüngling einen Anstrich von Fieber, Leidenschaft und arger Schelmerei. Aber das Kinn stand mit breiter Unterlippe vor und machte, daß beim Sprechen oder Lachen die untern Eckzähne wie bei einem Eber herausragten. Dadurch erhielt die elegante Natur des Gesellen etwas Derbes, beinahe Rohes; aber man fühlte zugleich, daß dieser Junge nicht bloß herumflattern, sondern sich wohl auch auf etwas eine Weile verbeißen könne. Er schien kein Italiener zu sein. Sein Gang hatte eher etwas vom nordischen Hund als von der südlichen Katze, und so süß seine Stimme auch klang, gab sie doch dem Italienischen jene rauhen Kehllaute und jenen auf und ab singenden Jodel, die dem Welschen sogleich die deutsche Lippe, und zwar die schwerere der Gebirgsleute verraten.

Jetzt aber glänzte er mit seinem roten Wams, den roten Seidenschuhen und den rotflockenden Augen wie die bare Spitzbübigkeit.

Lodovico Moro betrachtete den heißen Menschen mit unwirscher Miene. „Dieser Mädchenfresser!“ brummte er ohne viel Ernst, und bewegte unmerklich die Hand: „Spielt denn!“

Gleich ging das Rollen und Kegelstürzen und ein fast unhöfisches Lustigsein an. Der Jüngling kegelte großartig und blitzte dabei Witz auf Witz los, so daß der bleiche Galeazzo, da er nicht laut lachen darf, weil er kränklich und weil er Herzog ist, wenigstens den Mund weit aufsperrte und dabei immer zu spät mit den Spitzenhändchen die verdorbenen Zähne deckte. Und der Page läßt das Herrchen nicht verlieren, vielmehr will er es lehren, wie man das Zentrum beschleicht und den Hauptkegel ganz allein aus dem Kranze fällt. Der Moro hört die Späße. Sie riechen nach Schnee, Kühen, Schweizergrobheit. Was Wunder, dieser Arrigo Borghesino ist ja wirklich ein Unterwaldner, ein Landammannssohn zwar, des verschmitzten Heinrich Bürglers Bub; aber eben doch Küherblut.

Unterwalden! Eija, dort haust doch wohl auch der Bruder Klaus, der verdammte Hauptkegel selber.

Prinz Galeazzo versuchte jetzt den Trick ins Zentrum allein. Lodovico Moro aber stand vor dem Pagen still und forschte:

„Der Reverendo, sagtest du nicht, er siedle in einem Walde eurer Berge?“

Heinz Bürgler begriff nicht.

„Euern sogenannten Heiligen meine ich doch; was treibt er denn die ganze Zeit?“

„Ah, der Bruderklaus ... beten und fasten ... und ... Durchlaucht, was weiß ich,“ lachte der junge Weltmensch.

„Hast du ihn einmal von Auge gesehen?“

„Oefter, Don Lodovico. Mein Vater hat mich ganz klein mehrmals zu ihm mitgenommen. Wir sind Vettern. Ranft heißt die Schlucht ... Wild und kühl ist es da, und dunkel. Ein Schneewasser rinnt Sommer und Winter zwischen den Abhängen, und man hört nur immer dieses Rauschen ...“ Etwas Frisches und Kühnes wehte bei diesem heimatlichen Schildern dem Burschen übers Gesicht.

„Ach was, Arrigo, ich bring's nicht fertig,“ zürnte der Knabe weinerlich und ließ die Zunge töricht über die Unterlippe hängen.

„Mit Verlaub, Durchlaucht,“ entschuldigte der Bürgler höflich gegen den Moro und nahm die Kugel. Welch eine gescheite Miene er jetzt bekam! Weich bog er den Handknöchel und ließ die Kugel langsam und in schräger Zielung aus der Hand rollen, nicht ohne ihr im letzten Moment noch eine rasche schwirrende Bewegung um die eigene Axe zu versetzen. So schleifte der hölzerne Ball gemächlich links am Vorderkegel vorbei, streifte rechts den Hintermann, ward abgestoßen und traf nun mit stumpfer Kraft den Häuptling im Ries in die Rippen. Diese Kugel atmete, dachte, handelte wie ein Mensch.

Lodovico Moro neigte sich vor, blähte die kleinen Nasenlöcher vor Eifer und

machte im Geiste jeden Muskelgriff mit. Wahrhaftig, da liegt er, der Bruderklaus, und von seinem eigenen Landsmann gefällt. Der Regent versuchte das Kunststück auch, indem er den kleinen, steifen Körper unglaublich verrenkte und kaum noch mit den Zehenspitzen den Boden berührte. Doch wie er sich auch mühte, er warf nur Breschen ins Ries und sah im Zentrum den Waldbruder gewaltig stehen, die Kutte schütteln und ihn auslachen.

„Wir können das nicht, Giovanni," sagte er sich selbst verspottend zum Prinzen. „Wir sind zu wenig schlau."

„O wenn Ihre Herrlichkeit es übten, mit so feinen Fingern ..."

Ein unbestimmbarer Blick des Moro hieß den Pagen schweigen.

„Nein, nein, das kann nur ein Unterwaldner," entschied er. „Geht jetzt reiten, Hoheit, daß Blut in Eure Lippen kommt! Mit dem Kegelmeister da habe ich noch ein Wörtlein zu reden. Und lass' die Lazara heute ein bißchen im Trabe gehen, Carino," fügte er zärtlicher hinzu, als er den schmalen Jungen mit der schönen, dunkeln Müdigkeit in den Augen zur Türe geleitete. „Im Trabe, Altezza. So im Allerweltsschritt geht uns noch alles Mailand kaput."

Als wäre er allein, ging er dann langsam zum Tische, warf sich mit geübtem Schwung die Perücke über die Glatze und trat ins Fenster. Beinahe geringschätzig sah er zu, wie unten im Hofe eine gutmütige, fette Stute gesattelt und der Prinz vom Stallmeister mehr emporgehoben als gestützt wurde. Heinz Bürgler beobachtete genau, wie ein dunkles Lächeln der Genugtuung über das fette gelbe Gesicht des Regenten huschte, und er verstand diese Freude sehr gut. Das Büblein, welches nicht einmal allein auf einen geduldigen Gaul steigen kann, wird seinen Vormund niemals vom hohen Staatsroß herunterreißen. — Jetzt beugte der Regent sich vor und rief: „Meister Armando, seht doch, die Bügel hängen zu tief."

Armando senkte eherbietig die Augen, zog die Schnalle ein Riemenloch höher und küßte den kleinen Schuh des Fürsten. Dann trat er drei Schritte zurück, klatschte in die Hände und schrie feierlich: „Vorwärts, Lazara! ... Viel Vergnügen, Altezza!"

Der Knabe, dessen Wangen sich von der geringen Mühe schon gerötet hatten, dankte mit einem hübschen Blick zum Fenster empor und ritt dann, von zwei Höflingen gefolgt, aufrecht und elegant gegen das Parktor.

„Er reitet nicht übel, wenn er einmal oben sitzt. Aber oben sitzen kommt zuerst," lispelte der Moro. Dann warf er die Perücke wieder auf den Tisch und prüfte schweigend mit seinen kühlen Tintenklexäuglein den Borghesino über die ganze lange Figur. Dieser stand frei da und rührte kein Lid.

„Was hast du eigentlich mit den Mädchen?" fragte der Regent plötzlich mit merkwürdig stiller Stimme. „Bist du krank, Arrigo?"

Bürgler verfärbte sich leicht; aber die Augen lachten unvermindert.

„Der Landammann, dein Vater, brachte dich hieher, weil du schon daheim unter den Zöpfen übel gewirtschaftet hast. Auf den Knien bat er mich, dich streng zu halten ..."

„Es ist nicht ganz so, Hoheit, darf ich reden ...?"

„Und Sitte und Anstand zu lehren..."

„Euer Gnaden, gönnet mir ein Wort!"

„Und nun richtest du mir hier das gleiche Unheil an. Immer wieder laufen Klagen ein. Und dabei ist es dir mit niemand ernst. Du liebst, glaub ich, meine Hoffräulein, wie du meine Brötchen issest. Gegessen, vergessen ..." Beinahe mußte der Prediger selbst lachen.

„Warum sind sie auch alle so hübsch!" stotterte der Angeklagte mit süßer Melodie und lächelte freundlich.

„Sonst prahlt ihr Germanen doch laut genug mit eurer Treue," spottete der Moro. „Ver... giß... main... nigt...! Und scheltet uns Südländer Katzen. Aber mich dünkt, im Lande, wo siebenmal im Jahr der Schnee schmilzt, geht es auch mit der Liebe so."

„Oh, so oft," sträubte sich der fröhliche Jüngling ... „siebenmal ... Hoheit ...?" und er griff ans rechte Ohr und rollte es zärtlich zusammen.

„Laß das! ... Wie steht es nun mit dieser neuen Zopferei?" fragte Moro mil-

der, sein Lieblingswort trecciatura wiederholend. „Was neckst du das Fräulein di Baranghi für nichts und wieder nichts? Es heißt, sie schaue keinem andern Burschen mehr ins Gesicht, lerne Petrarca auswendig, schreibe dir zwanzig Zettel im Tage, schweige, wenn man sie frage, aber rede laut mit sich selber, kurz, sei wie verhext."

Heinz hörte mit leuchtenden Augen zu, nicht wie einer, dem man seine Sünden, sondern seine Tugenden aufzählt.

„So verrückst du den dummen Weibsen den Kopf. Die wievielte ist es schon?"

„Diesmal ist es Ernst, Hoheit. So fühlte ich noch nie," sagte der Bürgler mit seiner schönsten Stimme. „Wir haben uns alles erzählt ... wir haben geschworen ... es ist ... kurz und gut," beschloß er fest, „wir wollen heiraten, ich und die Peppina."

„Was Peppina? Rede anständig vor deinem Herrn!"

„Verzeihung, ich wollte sagen die Pepp ... Giuseppa di Baranghi," buchstabierte er mühsam zusammen. „Es ist alles in Ordnung. Wir halten Hochzeit, sobald Euer Gnaden erlauben."

„Und das di, das di Baranghi, Signorino!" fragte der Moro kalt.

Jetzt streckte sich der schlanke Mensch sonderbar hoch. „Hoheit," sagte er so tapfer, daß man die Zähne hörte, „mein Vater ist Landammann ..."

Lodovico Moro wollte die Hand leichthin schwenken: „Bah, euer Landammanno ...!" Aber der Jüngling hatte etwas so Bestimmtes und Selbstbewußtes, daß er sie wieder zurück ins Wams schob.

„Und wir Bürgler führen ein altes Schwert. Wir dienten schon in Italien unter Federigo, dem Secondo, von dem Ihr gerühmt habt, er sei mehr Italiener gewesen als alle Mailänder von heute zusammen ..."

So eifrig und mannestüchtig stand der Unterwaldner vor ihm und stellte die untern Zähne so spitzig vor, daß der Vizeherzog ein Gefühl von Anerkennung nicht unterdrücken konnte. Jawohl, das war der Unterkiefer des Vaters. Wie wertvoll war ihm schon der zähe Alte, wie viel wichtiger mochte ihm dereinst dieser Sohn ennet den Alpen werden. Soll man ihn nicht mit mailändischem Blut festkitten?

„Du hast recht, mein Junge, du darfst dir eine noble Hochzeiterin erlauben," lenkte er ein und pustete vor Hitze. „Aber sag, wie soll ich dir glauben? Jene Obwaldnerin, weswegen der Landammann dich hieher geflüchtet hat ..."

„Herzogliche Gnaden, das eben wollt ich Euch vorhin erklären. Das war vor Jahren, ich war kaum gefirmt und noch ein halbes Kind ... Und sie war hübsch ...", zauderte er; „wisset, nicht auf Eure kolossale italienische Art, auf Obwaldnerart, leiser, blond, so etwas von Milch und unserm gelben Honig und ... es ist schwer zu sagen ..."

„Wie reif das Jüngelchen redet," dachte hingegen der Moro.

„Es brennt nicht so scharf und tut nicht so ... so weh ... Es ist warm und grün wie unsre Stubenöfen im Winter und geht auch so langsam und wohlig in die Seele ... Ach, Vossignoria, es war das erste liebe Jüngferchen, dieses Seppeli ..."

„Oho, das scheint mir ein fataler Name zu sein."

„Ich hätte sie gewiß geheiratet," erzählte Heinz mit deutlicher Rührung. „Aber sie war das sechste oder siebente Kind eines Bergbauern, ohne Geld und Rang. Hingegen mein Vater ist der oberste im Land und reich. Und ich war ein Büebli ... Und doch meint' ich zu verbluten, als man mich wegriß ..."

„Sieben Tag hast du geschmollt, dann kamen unsre Peppe und Seppe," lachte nun laut der Regent, „und diese Litanei wird noch lange nicht fertig gebetet sein."

„Mit der Peppina di Baranghi, ich schwör's", gelobte Arrigo mit feuchten, aber lustigen Augen ... „Etwas Lieberes, Schöneres, Größeres gibt es nicht!"

Der vom raschen Leben und Lieben schon ganz abgespülte Moro betrachtete den feierlichen Tunichtgut eine Weile, als zweifle er noch. Nun ergriff er seine Hand und begann mit väterlichem Tone:

„Gut, werde allendlich ein Mann! Bei uns ist man es mit siebzehn Jahren. Du zählst bald zwanzig. Heirate!"

Dem Heinz Bürgler musizierten die Ohren. Er wollte die Hand des Sforza küssen.

„Lass', lass' ... ich werde mit den Baranghi reden. Ist alles, wie du sagst, und dein Vater mit uns einverstanden, so soll es eine flinke Heirat geben. Aber dann nicht mehr Damenbrett spielen! Bewährst du dich, so helf ich dir voran. Den Pagen hängen wir jetzt an den Nagel. Du hast ja schon euer Offizierspatent. Ich gebe dir das Brevet zum Hauptmann in der hiesigen Besatzung dazu. Aber," redete Sforza so ruhig als lese er ein Papier ab, „vorher will ich eine Probe haben, daß du reif zum Weiben und Kommandieren bist."

„Alles, Herzog, alles," versprach und lachte und fieberte der rothaarige Bengel.

„So pass' gut auf, ich rede jetzt zu einem Manne," betonte Lodovico scharf. „Ich brauche Eidgenossen. Venedig rüstet, in Paris zählt der kleine dreizehnjährige Krüppeldelphin die Tage, bis sein Alter stirbt. Dann will er über die Alpen, der Lotterbub, nach Neapel oder nach Mailand; es gehör' ihm beides. Und der Arciduca Sighismondo schneidet uns ein braves Gesicht und intriguiert im Rücken auf Tod und Leben. Auf den Heiligen Vater, Gott sei's geklagt, ist kein Verlaß. Heute stehn wir und werden durch ganz Italia beneidet. Aber morgen? Diese Erde ist eine Schaukel; nichts hält, ich altere ..."

Heinz Bürgler schüttelte höflich den Kopf. Das Erzählte da wußte er alles aus dem Hofgeschwätz, und es interessierte ihn einstweilen, bis es zum Reiten und Fechten kam, nicht gar tief. Aber ihn wunderte, welche Aufgabe ihm da nun zufiele.

„Und der Herzog ist noch ein Kind, wie du ja vorhin beim Kegeln gesehen hast. Wie elend hat er geworfen! Noch schlimmer als ich, oder nicht?" fragte Lodovico mit spöttischem Tone. „Aber du bist jedesmal so schlau und so sicher ins Zentrum ... sagen wir in die Urschweiz, in den Ranft, zum großen Klaus ..."

„Was ... wer ... Bruderklaus?" stammelte Heinz ungläubig.

„Zum großen Klaus gelangt, daß ich dir kurz und streng befehle: gehe und gewinne mir deinen heiligen Vetter... nun nicht mehr im Spiel, nein, in Tat und Wahrheit! ... Er muß mir Soldaten geben."

„Wann? Sogleich?" rief Heinz Bürgler begeistert, und die Sohlen brannten ihn schon. Heimat, stille Berge, Wald und Ewigwasser, Alpenwind, Kuhschellen, der Vater, die braunen Häuser im Berggras und unter alten Nußbäumen der milde Sarnersee, das viele Kapellengeläute ringsum, die Gespanen, der Schwinget, die Nidel und die weiß bezopften jodelnden Jungfern um den Kessel ... mit dem, o mit dem will er seine Peppina gerne verdienen. Da ist die Arbeit fast so schön als der Lohn ...

„Wir sind genau unterrichtet, daß Sighismondo in nächster Zeit euern Heiligen vexieren will. Da gilt es vorzukommen. Du belauerst den Oesterreicher, gräbst ihm den Boden ab, führst ihn irre, kurz, verdirbst ihm auf jede Art das Spiel. Was du so fein noch eben auf dem glatten Brett da getrieben hast, noch viel feiner soll's dir auf dem eigenen Boden geraten, wo du jeden Rank und Winkel kennst ... Wie, eure Helden haben doch die Oesterreicher zur Türe hinausgeworfen! Wollt ihr sie zu den Fenstern wieder hereinlassen ... Die Geßleri und Landenborghi?"

„Niemals," jubelte Heinz in einem ehrlichen Schwindel von Stolz und Glück. Wie paßte ihm das Abenteuer! So ein Versteckensspiel voll Witz und Klugheit, ernst und doch lachend. Und immer das kleine, grüne, obstselige Obwalden dabei, das man sogar im goldenen Mailand nie recht vergessen kann. Und freilich auch der Bruderklaus ... Doch das ist Nebensache.

Lodovico verfiel in den alten Kanzleiton: „Ich statte dich morgen mit dem Nötigen aus. Fürs erste ist es genug, den Sighismondo beim Bruderklaus auszustechen. Ich gebe dir auch Briefe an den Vater mit. Seine Erfahrung muß dir für das Weitere beistehen. Tu' das Mögliche! Unmögliches lass' ich dich nicht entgelten ..."

Der Jüngling strahlte den trockenen Fürsten an wie ein junger Stern. O ich bin hell genug dazu, schien er zu sagen. Lasset mich lieber allein machen. Ich bring's schon fertig.

„Geh jetzt und überleg dir alles. Nach

der Cena komm und erzähle mir deine Schlauheiten. Zeig mir, wie du kegeln willst."

In einem Nebel von Seligkeit, worin der kleine kahle Herzog, die gelben Vorhänge, Tisch und Kegel und Diele zerrannen, taumelte der Jüngling zur Türe, um sogleich zur Geliebten zu laufen, sie vor allen Hofleuten auf Mund und Augen zu küssen und feierlich zu verkünden: wir sind verlobt; da, Bräutchen, nimm meinen Ring!

Da schlug ihm jemand leicht auf den Arm. Er wandte sich. Der Herzog stand hinter ihm. Heinz meinte, der Moro lächle, das Zimmer, das Schloß, ganz Mailand lächle ihn an. Er sah in dieser Verzauberung nicht, daß der Sforza sich in sein erhitztes Antlitz halb mit Neid, halb mit Trauer vertiefte. Aber sehr scharf und hart hörte er dann befehlen:

„Capitano Borghese, wir haben im Kastell genug eheliche Zwitter und Lumpe, verstanden! Ihr geht nach Obwalden. Da gebiet ich, daß Ihr jene Tochter aufsuchet und prüfet, ob alles erloschen und Asche geworden ist ... jene Sepha ... jene Seppinella meine ich ... die einst ... Signor Arrigo ... die ..."

„Gnädiger Herr" konnte der Junge bloß stammeln. Wie wenig kennst du mich, hätte er gerne beigefügt; wie gar nicht kennt ihr mich alle. Ich bin nicht falsch, bin wie Feuer so treu. Solange ich bin, brenne ich. Und so ist Peppina. Wir brennen zusammen, unser Leben ist nichts als Feuer. Etwas anderes kennen wir nicht ... Aber probiert nicht zu löschen! Lasset uns brennen!

Indem er in den Gang hinauslief und nichts als Schneegipfel, Erherzoge, Tannen, Altarkerzen, Brautkränze, küssende Lippen und hohe Patente wild um einen Eremitenbart tanzen sah, sang und klang ihm doch sehr deutlich durch allen Rausch das Ihr, Ihr Signore Arrigo nach. Ihr! Er war also ein Mann!

2.

Während dies im heißen Mailand anfangs September 1482 geschah, saß zu Innsbruck am Fenster seiner Burg der lange Erzherzog Sigismund, sah in seine engen, mit den Gipfeln schon verschneiten Berge hinauf, zog fröstelnd die Schärpe um die Achseln zusammen und brütete eine neue Falle für den Ehrwürdigen im Ranfte aus. Denn er mußte durchaus Soldaten haben. Seine blassen Augen glänzten von einem frechen Einfall. Er wollte den Waldbruder geradewegs mit Gold ködern.

Dieser Gottesmann hatte gewiß nur immer Kupfer gesehen. Und im Kupfer ist leicht heilig werden. Aber im Gold! Das kostet einen andern Schweiß. In diesem Metall wie im Sonnenschein des Teufels sitzen und sich daran erwärmen und dabei doch saubere Hände und eine lautere Seele bewahren, das kommt nicht einmal jedes Säkulum vor.

Sigismund hatte zwar mehr Schulden als gelbe Haare auf dem Kopfe. Aber was verschlug es, noch eine Summe mehr in das Kamin zu kreiden. Er ließ also mit Zürnen und Bitten nicht ab, bis ihm der Schatzmeister und Kanzler der städtischen Kassen zweihundert Goldmünzen auf den Tisch schüttete, alle mit seinem langnasigen Gesicht überprägt und dem scheinheiligen Spruch auf dem Revers: Nil sine Eius spiritu.

Als die gelben Batzen mit einem herrlichen Gelächter über die Ahornplatte kollerten und in ihrem Widerschein sogar das trockene Gesicht des Kanzlers aus seinen hundert nußbraunen Kerben wie eine Orange aufblühte, da ward Erzherzog Sigismund seiner Sache sicher. Nicht als ob er glaubte, das rohe Gold an sich überwältige den Klausner. Dafür dachte er zu vornehm und klug vom Heiligen. Die geistliche Art, wie die Münzen geschenkt würden, sollten sie erst recht wertvoll machen, ähnlich wie Altargold nicht mehr den frechen Sinn des Dukaten atmet, der über den Markt rollt, sondern schon einen Flimmer von der Morgenröte des Himmels zeigt. So ein frommes Mäntelchen, worein dieses Sündengeld gewickelt werden konnte, wäre zum Beispiel die Bestimmung, Bruderklaus möge sich daraus einen Muttergottesaltar für seine noch so kahle Ranftkapelle beschaffen. Man konnte etwa beifügen, diese Gulden seien aus einem muselmännischen Zierat geschlagen, worauf der Halbmond und ein Koranvers gar

heidenmäßig geprahlt hätten, und nun sei es artig genug, daß das nämliche edle Erz aus dem Götzentum zu Christus und seiner allerreinsten Mutter zurückkehre, ähnlich wie die Gabe des Mohrenkönigs sich zu Bethlehem in Marias Schoß ergossen habe.

Des Herzogs Phantasie spielte das Gleichnis übermütig weiter, und als er den Stifterspruch rund und frech beisammen hatte, war sein wetterwendischer Sinn so obenauf gekommen, daß er nach einer alten Knabenart anfing, vor allen Hofleuten im Tanzschritt das große Vorzimmer zu durchkreisen, dazu ein Kneiplied zu pfeifen und abwechselnd bei jedem Reim den drei Windhunden, die lautlos hinter ihm liefen, einen geschickten Box zu versetzen.

Indessen beschattete sich sein Gesicht rasch, als er Umschau hielt, wen er wohl am rätlichsten in den finstern Wald zum hellköpfigen Bruder schicken dürfte. Ein täppischer Mensch konnte auch dieses Geschenk um allen Erfolg bringen. So war sein Sekretarius Jost Bilander gewiß schlau und redfertig. Aber er trank unmäßig und konnte im Ranft, wo es nur Wasser und Milch gab, mit seinen Schnapsfläschchen ein böses Aergernis geben. Auch sein Medicus Cölestin Gragg hätte einesteils gut gepaßt. Er strebte hager und würdig wie eine Kirchenfahne voran, sprach langsam, mit gemessenen Blicken, und hielt sein Latein fest beisammen. Aber er war ein Fachsimpel, der dem Eremiten leicht Puls und Zunge untersuchte und ein halbes Dutzend Mixturen verschrieb, und darüber ganz vergaß, daß er ihn vielmehr zu Sigismunds Politik kurieren sollte. Auch an die Professorenwitwe Händeli dachte er flüchtig. Sie konnte das Paternoster sicher in zehn Sprachen gleich hurtig beten und hatte auch die ärgsten Martyrien unsrer lieben Heiligen aus einem blutigen Spanisch in ein noch blutigeres Deutsch übersetzt; ein phantasievolles Evawesen, aber zu fürchten in ihren Sentimenten. Wogegen sämtliche Pilger eines Tones erzählten, wie der Bruderklaus ein nüchterner Kopf sei, keine Silbe Latein wisse, vielmehr seine Andacht in einem knorrigen Schweizerdeutsch verrichte.

So blieb denn Sigismunds lange Fuchsnase schließlich beim städtischen Schatzmeister und herzoglichen Rat stecken, der in einem Trab mit den Hunden hinter ihm hertrippelte, um ja nicht ohne Quittung für die zweihundert Gulden verabschiedet zu werden. Denn dieses Männchen sorgte für den Stadtsäckel so geizig wie für den eigenen und war unter Sparen und Knausern mit vierzig Jahren schon grau und staubig wie ein Sechziger geworden. Soweit man dabei fromm sein kann, war er es sicherlich vor sich und den Menschen. Er betete laut und leise, fastete zu den gebotenen Zeiten und pilgerte zu den drei Klosterkirchen, wo er regelmäßig von zwei Münzen, die er eine Viertelstunde zwischen den Fingern gedreht hatte, schließlich die kleinere wie einen heißen Tropfen Fegfeuer in den Opferkasten fallen ließ. Den größern Batzen, den ihm seine milde kranke Frau zugesteckt hatte, legte er daheim mit aller Heimlichkeit in die Spartruhe, wo sein enges Himmelreich lag.

Dieser Simon Quicker empfahl sich aus vielen Gründen zur heikeln Mission. Zuerst und vor allem war er so gehorsam, als große Herren es nur brauchen können. Vom Tintengütterli des Viertelschreibers rückte er zum doppelten Tintengeschirr des Steuerkassiers und dann Sprosse für Sprosse zum großen Kristallhafen des Schatzmeisters vor, ohne die großen Buchstaben kleiner oder die kleinen größer zu zeichnen als wie er es in der Demut seiner Lehrlingswochen getan hatte. Das S und Q seines Namens bewahrten den gleichen scheuen Schnörkel einer Schnecke, die noch nie die Hörner gezeigt hat. Die Adeligen der Stadt mit Sigismund an der Spitze, denen das Fliegen, aber nicht das Kriechen der Mitmenschen Sorge macht, sahen nur, wie ihr Schreiberlein in Abhängigkeit aufgewachsen war und sich daran sozusagen gemästet hatte, und ahnten nicht, daß dieses zähe Wesen mit zunehmendem Alter und Geldsack aus seinem dunkeln Schneckenhaus an der Kunzelgasse und aus der ewigen Dienstbarkeit immer öfter in eine Freiheit, wie seine gnädigen Herren sie genossen, hinausguckte oder doch hinausblinzelte. Freilich, wie er sie nähme, diese unbekannte Un-

abhängigkeit, äße und verdaute, das wußte auch Herr Quicker nicht. Diese Anfechtungen waren so unbestimmter Art, daß der Kanzellarius, sobald seine Hand wieder Zahlen und Zeichen über die Folioblätter schrieb, sich darein völlig vergaß und oft, wenn er am Feierabend die übrigens seltenen Tintenklexe mit Streusand vom Finger rieb, beinahe glaubte, es seien Tropfen seines Blutes.

So blieb er genau in Wort und Ziffer, zäh, ja geizig im Werk, respektvoll in allen Manieren, und trug bei viel steifer Würdigkeit gegenüber dem Volke jenen hübschen Schein von Sorge und Geduld im Gesicht, der allen Sparkatzen eignet. Aber niemand konnte denken, daß er nur wegen blöden Batzen so dulderhaft alt und beinahe abgemergelt aussehe, sondern mußte weiß Gott was für große innere und äußere Schicksale vermuten, die über dieses Haupt gefahren, es zerknittert, aber keineswegs entblättert hatten. Denn warm und dicht lief noch immer der eisgraue Haarpelz über seinen kleinen, runden Haselnußkopf in die Ohren und tief ins Genick hinunter. Seine Lippen dagegen waren dürr und in den Mund gezogen, als sögen sie unablässig an etwas.

Was dem Erzherzog den Mann besonders genehm machte, war jene große Tugend, die ihm selbst durchaus abging: daß Simon Quicker bei keiner noch so langsamen und dürren Arbeit Langeweile empfand, sondern mit seinem grauen Haupt unbeweglich am gleichen Fleck auf den endlichen Erfolg harrte, wirklich ähnlich einem alten, geduldigen Kater vor dem Mauseloch. Die Heiligen, wer weiß es nicht, sind wunderbar an Gnaden, aber auch an Langeweile. Sigismund verehrte sie wie alles Außerordentliche, als da sind Alchymisten, Kunstschützen, Feuerschlucker, Schachfexen, Versespucker, Bücherfabler, Sternleser und, trotz dem Hasse auf Nikolaus Cues selig, den Brixener Bischof, auch Grübler mit einer schweren Runzel in der Stirne und einem dünnen, ins Dunkel bohrenden Zeigefinger. Aber die größte Meinung hatte er doch von den Heiligen. Er hätte gerne jedem die Füße geküßt, wenn er dann sofort wieder aus ihrer Tyrannei von Kirchenstille, Sitzenbleiben und Moralpredigt hätte schicklich fliehen dürfen. Ja, diesmal würfe er sich am liebsten selbst in eine unkenntliche Tracht und wallfahrtete geradenwegs in die Urschweiz zum Eremiten. Das bildete in seinen vielen Abenteuern mit hellen und dunkeln Existenzen ein ganz unterhaltliches neues. Aber die Straße war lang, der Zugang holperig, die Eidgenossen blieben auch nach dem Ewigen Frieden die alten Grobiane, der Sanktus selbst saß tief unten in einer feuchten Schlucht; Man schwitzte, fror, geriet in Nebel und Regen, und dann kam das Schlimmste: die unermeßliche heilige Langeweile. Wer weiß, durch wie viele Litaneien und Rosenkränze man sich hindurchbeten mußte, bis der große Sonderling ein vernünftiges Wort von Welt und Weltgeschäften abnahm. Nein, das war nichts für sein Quecksilber. Das war Quickers Genie. Der hatte das richtige Blei dazu.

Also ward denn die Mission in die Berge genau verabredet und dem Gesandten jede Kleinigkeit auf die Seele gebunden. Er sollte weder in Zürich, noch in Luzern sich länger als zur Notdurft aufhalten, weder in Gespräche, noch in Gesellschaften sich einlassen und ein kluges Inkognito behaupten, bis er vor der Zelle stände und den Klausner so recht aus dem Stegreif fassen könnte. Da mußte er dann die Türkengefahr gelb und rot malen und dartun, wie Sigismund, von den christlichen Herren Nachbarn und Vettern vexiert, sich kaum der eigenen Haut erwehren, geschweige denn gegen den nahenden Erbfeind einige Soldaten aufstellen könne, so daß der Halbmond, wenn es so weitergehe, die bequemste Straße in unsre Lande finde. Dann würden auch die Gletscher und Felsen Unterwaldens den alten Väterglauben nicht mehr schützen. Inzwischen säßen leider sotane Eidgenossen auf ihren Butterballen und Schafpelzen und sorgen sich um ihre Kälber, oder wenn sie noch über einen Ochsenschwanz hinausblicken, geschieht es, um mit den Italienern und Franzosen zu liebäugeln, obwohl es weltbekannt ist, daß diese Hallunken mit den Muselmannen unter einer Decke stecken und den Halbmond gegen das Heilige Römische Reich und seinen treuesten

Bannerträger Oesterreich aufwiegeln. Also zu Hilfe, ihr Schweizer! Ihr seid doch vom gleichen Glauben, von gleichen Sitten und vom gleichen gemütlichen Deutsch wie wir. Sigismund beistehen, heißt jetzt sich selber beistehen, noch mehr: heißt dem Christentum beistehen.

Noch vieles wurde eingeschärft. Simon Quicker notierte sich alles in kleinen zierlichen Schlagwörtern auf den innern Deckel seines großen lateinischen Gebetbuches. Darunter waren auch übelriechende und infame Anekdoten über die Sforza, den König Ludwig und seinen lockern Sohn Karl, der häßlich sei wie des Teufels Großmutter; aber auch eine Vision, in der eine hundertjährige Nonne im Pustertal den Erzengel Michael wollte gesehen haben, wie er in österreichischen Farben und mit Sigismunds langer Locke und Nase Konstantinopolis berannte und ein Kreuz auf die Sophienmoschee steckte. Aber all dies sollte dezent, ein bißchen unbestimmt, das Gröbste mehr mit Mienen und der Gebärde: lasset mich lieber schweigen! ausgedrückt werden. Auch von den Innsbrucker Gnadenorten sollte Herr Simon die Mirabilia berichten, gleichsam die Stadt und Landschaft bis unter die Felsen von allem Erbaulichen abgrasen und so unvermerkt zeigen, in welcher Luft und Geistigkeit der Herzog seine alternden Tage zubringe.

So tuschelten sie in der Fensternische unter der Helle und Unschuld des Gipfelschnees und hielten, daß nichts hineinlausche, die kurze und die lange Nase wie Spitzbuben zusammen. Wenn dann der Einsiedler, von so viel frommer Schelmerei übernommen, zu allem Ja und Amen gesagt hätte, dann begänne die Mission bei den Regierenden, das Werben, Notieren, Urkunden, Siegeln, kurz ein so strammes Aufstellen der Söldnerkompagnien im Kontrakt, daß sie beim ersten Wink vom Papier auf die Sigismundschen Schlachtfelder hinausmarschieren und siegen konnten. Für jede Kompagnie bekäme Herr Quicker vier Goldgulden.

In der Urschweiz selbst war wenig zu hoffen. Da fütterte man das Volk noch immer mit den alten Schauerlegenden von Blutvögten, mit denen das milde Oesterreich ehemals hier gewütet habe. Von einigen Junkern in Luzern ... leider lebte der wohlgesinnte Jost Göldli nicht mehr ... konnte man schon eher Beistand erwarten. Aber am günstigsten mochte Zürich sein, wohin Simon nach einer Anstandsvisite beim Abt von Einsiedeln sich begeben und mit dem Bürgermeister Waldmann, den Röuist und Edlibach unterhandeln sollte. Hier nun galt es, Majestät entwickeln, den schönsten Rock anziehen und vor allem in möglichst hohen Stiefelabsätzen auftreten, um einen Zoll größer zu erscheinen. Denn diese Eidgenossen sind unverschämt lange Kerle und schauen niederträchtig auf kleine Staturen hinunter. Auch mit großen Zahlen solle Simon da nicht kargen, und wenn man zum voraus Pension heische, solle er dreist schwören, daß Sigismund selbst, sobald er die Kontrakte in Händen habe, mit einer Herde silberbeladener Esel über den Arlberg kommen werde, um höchsteigen die Gelder auszustreuen und den Magistraten seine Bundesfreundschaft zu bezeigen. Das war auch nicht gerade gelogen. Sigismund reiste gerne, zumal wenn es im Prahlen der Fürstengnade geschehen konnte. Er, der Verschwender, hätte am liebsten wie eine Sonne sich über die Länder verbreitet und Gold in dicken Strahlen um sich herum ergossen. Leider, spottete der Hofnarr, habe diese Sonne für sich selber zu wenig Licht, und müsse sich oft mit Wachs und sogar mit Unschlittkerzen behelfen. Aber zu Martini wurden nun wertvolle Pfänder im Trienter- und Brixenergebiet frei; Kaiser Friedrich hatte die Ohmgelder auszuzahlen. Dann konnte Sigismund die Sonnenrolle wohl ein Weilchen spielen und am Ende selbst die Wildnis des Eremiten damit vergolden.

Im übrigen möge Simon Quicker stets seine schöne Ruhe bewahren, alles mit Würde betreiben, sich mit keinem Wort übereilen, nie Freude zeigen, und wenn der Faden leicht von der Spindel laufe, ihn doppelt sorglich zwischen den Fingern drehen. Zwei uralte Dogmen der Regierungsweisheit solle er sich ans Morgen- und Nachtgebet hängen in diplomatia nequaquam velociter!*) Die Schnecke ist der beste Politiker; und das

*) In der Diplomatie walte ja keine Eile!

zweite Gebot: sich nie verblüffen lassen! Ein braver Legat kennt kein Erstaunen.

Als endlich der letzte Tupf aufs i gesetzt, und dem Schatzamt, bis Herr Quicker zurückkäme, ein verantwortlicher Verweser gegeben war, begleitete der Herzog seinen Gesandten fröhlich zur Türe, tätschelte ihn auf die Schulter und wünschte: „So reiset denn wie ein glücklicher Oesterreicher! Geht mit Zügeln, kommt mit Flügeln!“ Dann wandte er sich zu den Windhunden, die dummhöflich hinter ihm standen, zog Zwiebackschnitzel aus dem Brustschlitz und warf sie weit ins Zimmer: „Hüst, Heinricke, pack zu! Peter, avanti...!“ Aber in diesem Augenblick zog ihn jemand bescheiden von hinten am Aermel, und Simon Quicker, den er schon über Inn und Rhein wähnte, stand noch am gleichen Fleck und sagte mit leiser Zähigkeit: „Und mein Reise-, Pflege- und Schmerzensgeld, herzogliche Gnaden?“

„Jaso, selbstverständlich, wenn Ihr zurückkommt...“ erwiderte Sigismund mit einem unangenehmen Lachen.

„Das steht bei Gott, ob ich aus jenen Wildnissen zurückkehre,“ seufzte der Gesandte. „Dann sollen sich wenigstens Frau und Kind meiner Mühsal erfreuen.“

„So nehmet einen Vorschuß aus der Stadtkasse!“

„Hoheit, das ist wider mein Amtsgelübde.“

„Dann holet vom Eurigen, reicher Kauz. Ich erstatt' es Euch mit zehn Prozent... Soll ich's noch schreiben...?“ Fürstenwort...!“

Unbeweglich stand der Ratsherr vor ihm und sagte nicht Nein.

„Also klexen wir, klexen wir,“ spottete der Herzog mit unschöner Stimme. „Beruhigen wir diesen Siebennöter.“ Und er setzte sich an seinen trotz des Tages mit vier Kerzen beleuchteten Tisch am weiten Fenster, streckte die langen Beine aus, klappte kindisch die Schuhspitzen gegeneinander und suchte, während er leise durch die Zähne flötete, einen passenden Federkiel.

„Zwölf Kreuzer pro Tag,“ fragte er und drehte den langen Hals leicht gegen Simon, „he, das scheint mir ein reichlicher Satz.“

„Geruht fünfzehneinhalb,“ bettelte Herr Quicker. „Bei den Eidgenossen lebt und stirbt man teuer.“

„Dann sechzehn, ich bin nicht ungerad... Sechs Wochen schätz ich zum längsten... Schmier- und Schenkgelder, sagen wir fünfzig Dukaten. Das stopft viele Mäuler... Also siebenmal sechzehn mal sechs... macht...“

Hart neben dem Fürsten stand der Kanzellarius und fühlte bei dem leichten und lockern Gebahren Sigismunds einen dumpfen Groll in sich aufsteigen. Indem er diesen paar Federstrichen zuhörte, die eher wie ein Spiel als wie eine Arbeit klangen, und mit denen über ihn, den kleinen Simon Quicker, über sein Schicksal, seine Gefahr, vielleicht über sein Leben und Sterben im todschlägerischen Schweizerland von einem pfeifenden und stiefelklöppelnden Herrn entschieden wurde, fiel ihm seine Abhängigkeit schwer wie noch nie ins Blut. Ihn dünkte plötzlich, er stehe wie in der Luft. Wo er auch immer sitze und diene und arbeite, überall könne ihn so ein Federstrich wegblasen. Jene langen Finger da schreiben und regieren, dachte er empört; ich schreibe und ducke mich. Ja, ich schreibe und rechne und diene seit zwanzig Jahren und habe kein noch so kleines, freies Plätzchen gewonnen, wo ich Herr und Meister bin und feststehe, wenn mich ein Großer von seinen Tinten und Stühlen fortbläst.

Quicker erinnerte sich mit dem alten sauren Verdruß an das kleine Haus, wo er mit Frau und Tochter wohnte, aber dessen kurzweiligere Hälfte gegen die Kunzelgasse dem Wittib seines früh verblichenen Bruders und Buchbinders selig nutznießend gehörte. Seine Kammern standen im Rücken des Hauses und sahen aus ihrer Vergitterung in einen Obst- und Wiesengarten hinaus — verwahrlostes, oberherrliches Gut — dessen Gezweige in seine Fenster kroch, ihm die Sonne stahl und doch nicht eine Birne, die ihm fast in den Mund wuchs, abzubeißen erlaubte. Dieser hoch ummauerte Garten in seiner Verwilderung und Abgeschlossenheit, voll Grün und Sonne und Stille bis zum Fluß hinunter, dünkte ihn je länger je mehr das Ideal der Unabhängigkeit. Mir und für mich! schien die Wiese, schienen

die ungeschüttelten Bäume, die Beerenbüsche und ihre Gratisgäste, Vögel und Immen, schien besonders das verlotterte, aber hübsch in aller stillen Mitte liegende Gartenhaus zu sagen, mir und für mich! Oft rechnete Simon aus, was er täte, wenn ihm das Gut gehörte, welche Bäume abgeholzt, wieviele Kesselchen Beeren gewonnen, wieviel Gras gemäht, Obst gepflückt und gedörrt, welcher Bienenstand gesetzt und um welche Summe eine Meranerkuh in den Stall gelagert, endlich wie das Gartenhaus mit den sechs Fenstern bequem zu einem kleinen, einsamen, eigenherrlichen Wohnhaus umgehobelt würde. So oft beschäftigte er sich damit, wenn ihn der Amtsgürtel besonders eng dünkte, daß er die Einnahmen und Ausgaben des Gutes auf den Heller kannte, die Schuldscheine und Quittungen geschrieben sah und sich etwa beim Entschluß ertappte: Aber nächstes Jahr will ich es gegen das Wasser hinunter doch einmal mit Randich und Hasenklee probieren... Dann stieß er wohl mit seinem Haarschopf ans Fenstergitter, erwachte und zog seufzend das Vorhängchen vor.

So galt es also auf den Tod der Schwägerin Ursula Quicker warten, um wenigstens den Käfig mit niemand teilen zu müssen. Denn was das Nächstliegende wäre, ein hübsches Haus aus seinen großen Ersparnissen zu bauen, eine solche Tollkühnheit fiel seiner unendlich konservativen, geizigen und mißtrauischen Seele nicht im Traum ein. Jene Ursula aber, schon der Name ließ nichts Gutes hoffen, zählte erst vierzig Jahre wie er, hatte noch hochblondes schweres Haar, eine Stirne glatt und froh wie eine Fensterscheibe, und eine Mutter bei sich, die mit ihren zweiundachtzig Jahren noch Haselnüsse aufbiß.

Der Herzog, der abscheuliche Kalligraph, kritzelte am Fenster sorglos weiter, und die Berge gegenüber lachten ihm wie souveräne Brüder ins Gesicht. So schreiben können! Im Rechnungsamt waren die Fenster schon viel schmaler, und erst daheim! Es war ein Käfig, und was er erschrieb und errechnete, geschah für einen Käfig und ein Käfigleben bis zum Sarg.

Warum habe ich noch kein Sohlenbreit Boden, wo ich sagen kann: da steh' ich, da trotz' ich, da regier' ich...? Nicht einen Schritt kann ich auf Eigenem tun. Der Herzog schreibt: ich will! du gehst in die Schweiz! Du tust und dienst mir so und so, basta...! Und ich schreibe: gehorsamster Diener, untertänigster Rat..., und komme in hundert Tintenklexjahren nie zum einfachen Kritz: ich will...! Wann, Simon Quicker, tust du einmal etwas für dich allein? Etwa die Reise zu den Eidgenossen? So viele abenteuerliche Wochen aus meinem Hock heraus, mit Schwitzen und Schwatzen, Lügen und Betrügen und bestenfalls mit einem verkälteten und verschnupften Heimkommen und wieder in den Käfig Sitzen, mit dem Gitter, Geäst und ewigen Schatten...? Ein wahrer Frost überrieselte ihn.

Was er in tausend kleinen, stillen Revolutiönchen an seiner Kasse und Stabelle gelitten, verbissen und immer wieder in der Amtstinte ertränkt hatte, das wollte jetzt, wo er quasi Leben und Ingenium seinem Herrn für eine ungewisse Fahrt verkauft hatte, in einer einzigen Empörung aufstehen. Zum erstenmal wagte er sich zu sagen: ist da Gold genug? aber klappte schon beim bloßen Namen des geliebten Drecks schwächlich zusammen. Nein, ermannte er sich nochmals, Gold freilich, ja, viel Gold, liebes, starkes, herrliches Gold! aber noch etwas anderes dazu, etwas Luft, Licht... Platz... etwas Gart...

„Da!" Der Herzog reichte das Blatt und wunderte sich nicht, daß der Kanzler vor so viel Gnade in einem scharfen, erschreckten Bückling zusammenfuhr. „Leset, Herr Legat!"

Simon Quicker raffte sich auf, prüfte sorglich jedes Wort des Schuldscheins nach hinten und vorne und rückte inwährend eng und enger an den herzoglichen Sessel. Die Heinricke beschnüffelte argwöhnisch seine dürren Waden.

„Ist Eurer Ehrenfestigkeit noch nicht genug getan?" fragte endlich Sigismund mit einem Versuch von Gemütlichkeit.

„Euer Gnaden," erwiderte Simon und stieß alle Hörnerkraft seines Schneckenlebens in diesen einen Augenblick zusammen, „das ist Papier und regierendes

herzogliches Papier. Aber in unsern wilden Zeiten verfliegt Papier wie eine Schneeflocke dort an den Gräten. Ich möchte ein Pfand," fuhr er satzlicher fort, da er sah, daß weder die Berge ins Fenster stürzten, noch der Erzherzog eine Falte zog, noch auch nur ein Windhund knurrte, „ein handliches Pfand, geschehe was wolle, daß niemand Eueren gnädigen Willen und mein gutes Recht einmal böslich umbiegen kann ... Verzeihung, Herr, ich..."

„Setzen wir uns," lud jetzt Sigismund merkwürdig sanft ein und errötete leicht den magern Hals hinauf über das lange, farblose Gesicht. Hundertmal in der Klemme, hatte er schon hundertmal solche Demütigungen erlebt. Aber jedesmal schoß ihm die Scham wieder bis unters Haar. Er sann nach und kaute dabei an den goldenen Zipfeln seines Schnurrbarts.

„Ich übernehme aus purem Gehorsam für Euer Gnaden eine Sache, die mir persönlich ganz und gar wider den Strich geht," erklärte Simon, die Stimmung rasch ausnützend, mit leiser, harter Stimme. „Eure Hoheit weiß doch, daß ich gewohnt bin, von morgens bis abends am Pult zu sitzen oder an der Kasse, und daß ich seit der hohen Schule zu Prag, wo ich leider zwei Jahre in litteris artibusque vergeudet habe, nie mehr zwei Stunden über Innsbruck hinausgekommen bin. Die Berge kenne ich nur vom Anschauen und," vermerkte er bitter, „vom Schatten. Die schweizerischen aber sollen noch zehnmal gröber und finsterer sein als die hiesigen. Das Reisen ist mir ein Greuel. Auf Waffen versteh' ich mich nicht. Und nun überleget Euch, mit so viel Gold durch so verschrieenes Volk reisen..."

Sigismund nickte gelangweilt: ja, ja, er begreife.

„Und ungern," fuhr Simon nun in eintönigem Kanzleiton weiter, „verlass' ich für soviel Zeit und auf so ein Risiko meine ... Ihr wisset ja ... etwas einfältige Tochter und mein sieches Weib... Soll ich nun so hart wider meine Natur arbeiten und Euch das Gebet eines Heiligen und noch eine Armee bringen, so darf ich von Eurer Generosität eine feste und greifbare Gegenleistung fordern ... Gebet mir denn, ich bitt' Euch um aller Heiligen willen ..." er stockte, sein kleines Gesicht verschlüpfte sich beinahe zwischen dem Kragen und Haarschopf, „gebet mir das ... Wieslin ... den Garten ... das Inngüetl, das Eure Wirtschafter, die Faulpelze, verlottern lassen und das so hexigschön an meine Fenster reicht ... Ja, Inngüetl heißt es ... da könnte meine Frau, die fast stirbt vor Schatten, in die Sonne und gute Luft hinaussitzen und noch einmal zu roten Backen kommen. Schon acht Jahre sitzen oder liegen ohne Sonne ... Herr! ... Und Ihr verliert ja nichts, habt noch Eure großen Schloßgärten bis zur Aue hinaus. Hingegen das Inngüetl laßt Ihr verkommen, kennet es kaum von Aug... o teurer Herr, schenket es mir! ... Und ich zerreiß allsogleich diesen Schuldschein und spring wie eine Gemse in die Schweizerberge und ... und stampf Euch, wie jener Römer sagte, Legionen aus dem Boden ..."

Er atmete schwer auf und erwartete ein Donnerwetter. Aber der Erzherzog schüttelte belustigt seine schönen, gelben Locken, das einzige echte Gold, das er noch besaß und niemandem verpfändet hatte. So komisch sah und hörte sich das trockene Zahlenmännchen an, daß er Mühe hatte, nicht wie bei einer Komödie zu klatschen und zu ermuntern: bis! bis!

„Ihr scherzet doch wohl," spaßte er endlich, „im Güetl wachsen nur saure Zwetschgen und Aepfel, Herr Legatus, aus denen man Essig preßt ..."

„Um so leichter zu vergeben, Erzherzog! Ich würde dennoch Gemüse pflanzen, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat ..."

„So was gedeiht dort gar nicht," übertrieb Sigismund neckend.

„Und häuselte mich ein bißchen über dem Wasser, wo das Stadel oder Gartenhüttel steht, mit der Familie ein ... ich ... einfach ... Hoheit, nehmet den Zettel, zerreißet ihn ..."

Er hielt dem Fürsten den Schuldschein vors Gesicht. „Wir bekennen Uns schuldig ..." grinste es ihm da häßlich in der eigenen Schrift entgegen, „pro Tag ... pro Woche ... zehen Procenti ... für gütigen Vorschuß ... in summa ..." Zahlen, Zahlen, Zahlen! Nichts als Geld,

das er nicht hatte, nicht zahlen konnte, pfui Teufel, auch nicht zahlen wollte ... Nur kein Geld schwitzen! ... Wirklich, was verliert er am Inngüetl? Was schert er sich darum? Nehm' er's! Nur kein Geld!

Er packt das Blatt, schwenkt es leichtherzig vor die Hunde. Sie schnuppern daran, im Nu ist's in Fetzen.

„So habet den Dreck!"

„Das nun möchte ich gewissenhaft dokumentiert sehen," drängte Herr Quicker mit der herzklopfenden Angst eines Menschen, dem ein Glück, wofür er ein Leben verschwendet, nun wie ein Sonnenstrahl ohne Zwang und Not in den Hosensack schoß, aber ebenso wieder entschlüpfen könnte. Er tunkte mit verzweifelter Frechheit die Feder ins Geschirr und reichte sie dem Fürsten. „Dahero," lispelte er dienerhaft demütig, „verlange ich keine Reisevergütung, item keine Löhnung für Geleit und Sporteln, item kein Entgelt für alle Strapazen, Fährlichkeiten und Aengsten, nichts, gar nichts als mir ohnedies ausbedungen ward, scilicet vier Goldgulden für jede Kompagnie, die ich für Euer Gnaden aus jenem Soldatenlande unter Blei und Siegel zugesichert erhalte ... bitte, durchlauchtigster Herr, bemerket nichts anderes, nur das noch auf dem Papier ..."

Sigismund runzelte leicht die Stirne, indem er nochmals zu schreiben begann. Aber seine blassen Augen heiterten sich rasch auf. Er pfiff leise durch die langen Oberzähne, siegelte und stempelte am Rande und reichte das Blatt mit witzig bewegten Mundwinkeln: „Leset, Legat!"

Das braune Gesichtlein des Zahlenmenschen ward noch um eine Farbe dunkler. Der Zettel zitterte in seiner Hand, er fuhr sich wie in einem Wirbel an die Stirne und brockte endlich ärmlich hervor: „Unmöglich, Hoheit, unmöglich!"

„So ist es billig," regierte Sigismund und reckte sich vor dem kleinen Kassierer in seiner langen, schlanken Fürstlichkeit empor. Von der Höhe wie vom regierenden Himmel herab ertönte es nun kategorisch: „Simon Quicker, Euch gehören der Garten und für jede Kompagnie noch zwei Doppelgulden. Aber wenn Ihr heimkommt ohne Segen und Soldaten, dann stehen die Dinge wie vorher: ich zahle nichts und muß meine sauren Zwetschen wieder selber essen. Ueberlegt es Euch, bis ich die Bestien da gefüttert habe ... He, Peter ... Nikola, Heinricke, wer packt das ... und das? ... coraggio!" Er schmiß die Biskotti aus der Brusttasche weit übers Parkett, neckte und reizte und schrie vor Spaß, wenn die schlanken Windspiele auf der schlüpfrigen Diele ausglitten oder sich in die Schnauze fuhren ... „Sonst muß ich eben," sagte er nachlässig gegen den Kanzler, „in Gottes Namen einen andern Boten suchen. Es machten viele den interessanten Spaziergang gerne genug ... Wollt Ihr also?"

(Fortsetzung folgt.)

Karl Stamms Dichtungen.*)

Von Albert Steffen, Dornach.

Ein Freund Karl Stamms, Eduard Gubler, hat dessen Dichtungen in zwei Bänden gesammelt und herausgegeben und als Nachwort eine Biographie beigefügt, worin er die Landschaft, in welcher der Dichter geboren wurde: Wald, Hügel und See, Dorf und Elternhaus, mit Winkeln, Gängen und Kellern liebevoll zeichnet. Er läßt uns ahnen, was das Kind erlebt. Er zeigt uns den Schüler und Seminaristen, den Wanderer und werdenden Lehrer, den Freund und Liebenden, den Kämpfer, den zu Tod Erkrankten und den Sieger. Schlichte Verhältnisse, die etwas Allgemeines haben, schildert er, die aber gerade deshalb die Gewißheit geben, daß der Dichter, der ein ganz Eigener ist, uns allen gehört. Dem ersten Bande ist ein Bildnis vorangesetzt, vom Herausgeber in Kupfer gestochen, Züge eines Angesichts, bei dessen Betrachtung uns vorkommt, als hätten wir mit diesem Dichter einstmals vertraute Gespräche geführt. Er scheint uns so bekannt. Wir sagen gleich: Das muß ein guter Weg-

*) Zu der Ausgabe von Karl Stamms Dichtungen. Gesamtausgabe. 2 Bde.; 1. Bd.: Gedichte; 2. Bd.: Legenden. 1.—2. Tausend. Zürich. Rascher & Co. 1921.